

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 21 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Johann Peter Hebel. III. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Furcht. Von Ernst Almsloh. — Für die Hausfrau: Praktischer Wink zur Selbstanfertigung von Kimonobusen. Von N. J. R. — Hygiene. — Feuilleton: Waterloo. Von Stendhal. (Fortsetzung.)

Johann Peter Hebel.

III.

Hebel langweilte sich in Karlsruhe einigermaßen. Man kann es ihm nicht verdenken. Auch der gläubige Badenser kann nur periodisch die gute Stadt mit den radienartigen Straßen und dem insamen Übergangsdiaklekt ertragen, der weder alemannisch noch fränkisch ist. Hebel wünschte sich eine Stelle als Pfarrer oder Spezial — Detan — im Oberland. Er hätte mitunter Gelegenheit gehabt, sie zu erhalten; aber seine absolute Entschlußlosigkeit machte alle Projekte zusehender. Die Rückkehr in den Schwarzwald blieb Phantasierlebnis, blieb Dichtung. 1801 und 1802 entstanden die alemannischen Verse. Sie kamen 1803 auf Hebels Kosten heraus. Der Erfolg war so allgemein und unbestritten, daß der Karlsruher Verleger Macklot einen Anfall von Noblesse bekam und die zweite Auflage gar mit einem „Honorarium“ von elf Gulden herausbrachte. Madame Hendel-Schütz veranstaltete auf der Karlsruher Hofbühne ein Deltamatorium und rezitierte einige Gedichte Hebels unter tosendem Beifall, während der geistliche Herr und Pädagog im Parterre saß und sich in das „königliche Weib“ recht schaffend vergaßte. Nach geschlossenem Deltamatorium begab er sich hinter die Kulissen, um Madame Hendel zu einer Mahlzeit in kleiner Gesellschaft zu „invitieren“. Madame Hendel trug aus Freundschaft zu Hebel und aus Freude an der Sache dann an allen großen europäischen Bühnen, selbst in Petersburg, Stücke aus den alemannischen Gedichten vor — während sich der Dichter trotz seinem schwarzen Rock alsbald in „ein paar“ andere „Alttrizen“ ernstlich verliebte, wie er es einmal mit der ihm eigenen köstlichen Selbstironisierung zugegeben hat. Inzwischen folgte eine Auflage der alemannischen Gedichte der anderen, ein Nachdruck dem anderen. Allein zu einem zweiten Bändchen kam es nicht. Der Dichter der alemannischen Verse war ein ganz unliterarischer Mensch; ihm widerspreche es, zu dichten, um zu dichten. Er hatte sich mit dem einen Bändchen ausgesprochen. Er hatte es mit einer bezaubernden Leichtigkeit getan. Wenn er in jenen produktiven Jahren im Sommer Prosa schreiben wollte, so mußte er es nachts tun, weil ihm unter Tage alles augenblicklich zu Versen „gerann“. Aber nach dieser Zeit „will der alemannische Pegasus nimmer fliegen; er pretendirt, er sey nicht schuldig, so etwas zu thun, bey der unterländischen Stallfütterung, wenn er nicht droben an den sonnigen Hügeln weiden dürfe“.

Seit 1808 arbeitete Hebel für den kurfürstlich badischen Landkalender. Er regte eine allgemeine Reform dieses damals überaus wichtigen Volksbildungsmittels an und wurde schließlich selber beauftragt, sie zu machen. So schrieb Hebel seit dem Jahre 1808 eine Reihe von Jahrgängen des Kalenders allein. Die Auflage des „Rheinischen Hausfreundes“ — so lautete jetzt der Titel — bewies seine Popularität am besten. 1815 belief sie sich auf 40000 Exemplare; die Biffer ist für damals enorm. Nach dem Verkauf der ersten Exemplare beschwerte sich dann allerdings eine Anzahl bornierter katholischer Pfaffen, die durch die harmloseste Erzählung der Welt ihre Religion bedroht glaubten. Biewohl der Kalender die Zensur passiert hatte, wurde der Verkauf bis zur Abänderung und zum Neudruck der inkriminierten Teile eingestellt. Hebel lachte, ließ den Kalender forthin liegen und war bloß schwer zu bewegen, noch den einzigen Jahrgang 1819 zu bearbeiten. Aus den ersten von ihm selber herausgegebenen Jahrgängen hatte er schon früh eine Auslese zusammengestellt, die 1811 unter dem Titel eines Schachkästleins des Rheinischen Hausfreundes bei Cotta in Tübingen erschien.

In den Kalendern, im Schachkästlein ist bloß eins schlecht, und das sind die politischen Übersichten. Sie sind von einer peinlich banalen Ergebenheit in den Willen der himmlischen und der irdischen Obrigkeit. Nirgends, aber auch nirgends eine demokratische Aufsehnung, nirgends tiefer schärfendes politisches Urteil. Wohl sprach Hebel von der Größe des „Helden Napoleon“; aber das

war weniger Verständnis als unbesehenes Rheinbundsdogma. Obwohl selber von Haus aus Bauer, verhöhnt Hebel plump-rheinbündisch die Erhebung Andreas Hofers. Da fehlt jeder Versuch zu einer historisch-politischen Objektivität. Hebel war auf diesem Felde eben absolut unbegabt und unterlag ganz und gar dem Einfluß seiner späteren Lebensverhältnisse. Im Jahre 1805, in dem die Verfassung eines tausendjährigen deutschen Reiches auf dem Spiele stand und wirklich zerbrach, konnte Hebel an Hitzig schreiben: „Ich bin in diesem Krieg so neutral als mein zahmes heimliches Hausmäuslein, das gegenwärtig ein Kerzenstümpflein von gestern Abend fräßstückt und auch keine Zeitungen liest.“

Hebel wünscht einfach „dem Napoleon Sieg“, damit wieder Ruhe werde im Lande. Und an Gustave meint er einmal, ein Krieg in jedem Menschenalter sei sozusagen in der Ordnung, gegen die man nicht aufbegehrt; „es gehört ein solches Mäuserlein in die Charte unserer Lebenserfahrungen“. Nachdem Hebel von 1808 bis 1814 das Karlsruher Gymnasium geleitet hatte und dann längere Zeit im Oberkirchenrat mit den allgemeinen Schulangelegenheiten beschäftigt worden war, erwarb er 1819 mit der Prälatur Sitz und Stimme in der Ersten badischen Kammer. Da arbeitete er nun wohl in Kommissionen, erstattete er Berichte, stellte er auch Anträge. Aber er brachte nie eine nur irgend bemerkenswerte demokratische Anregung heraus, er, der vollstimmlichste Mann, der je in Baden lebte. Es war, so möchte man sagen, nicht seine subjektive Schuld, daß er keine Volkspolitik machte; es war vielmehr ein Fehler in seinem Naturell, der durch den Zeitgeist, den Geist der klassischen Literaturperiode, und durch persönliche Lebensverhältnisse noch gesteigert wurde. Indes, ein jeder hat seine Spezies von Philisterrum. Goethe ist da nicht auszunehmen — Goethe als Geheimrat. Dafür besaß Hebel seine frische Künstlerschaft und beispielsweise auch im Geschlechtlichen eine Goethesche Seelenfreiheit. Vielleicht war es äußerste ästhetisch-moralische Kultur, daß Hebel mit Gustave nicht zur Ehe kam. Sicher war Hebel nicht von einer feigen Besangenheit. Man hat der Beweise genug. Er amüsierte sich königlich, wenn ihn in Baden-Baden der Zufall beim Diner im Hirschen neben eine „brillante Ehrendame, das heißt Badebure“ setzte — ihn, den Herrn Prälaten. Er besaß nicht die Überlegenheit des Unbeteiligten, die so billig ist, sondern die wahre dessen, der miterlebt hat, begreift und zugibt.

Hebel starb auf einer Dienstreise am 22. September 1826 in Schweighingen. Nicht lange zuvor hatte er die biblischen Geschichten geschrieben, in denen noch unsere Großeltern die Geschichte von Judas Ischariot ergriffen gelesen haben. Hebel verstand sich auf die Psychologie dieses unglückseligen Typus. Das ist auch so ein Zeichen seines heimlichen Reichtums. Hebels letzte Jahre waren trüb; der alte Herr war halbtobt und mit einem Unterleibsübel behaftet, das ihm die Arbeit fast zur Unmöglichkeit machte und seine Laune verdarb. Indes, das, was er zu sagen hatte, das war gesagt. Die alemannischen Gedichte und der „Rheinische Hausfreund“ lagen auf allen Simsen im Oberland, ja im ganzen Baden.

Dr. Wilhelm Hausenstein.

Furcht.

Nachdruck verboten.

In ihren weißen Nachtkitteln und mit frischgewaschenen rotglänzenden Gesichtern und fröhlich funkelnden Augen stürmen sie noch einmal zu mir ins Zimmer.

„Gute Nacht, lieber Vater!“

Marie hält bei den wichtigen Ereignissen ihres jungen Lebens auf streng abgemessene Formen. So umarmt sie mich zunächst mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit. Dann gibt es den ersten Kuß, aber nur einen flüchtigen, gleichsam einen Vorbereitungskuß. Sodann drückt sie mich einige Sekunden lang an sich oder sich an mich, und endlich schließt sie mir auf eine halbe Minute den Mund mit einem zweiten, energischen Kuß. Er muß auch vorhalten bis zum nächsten Morgen! In dieser Reihenfolge gehen die Dinge jeden Abend vor sich. Wenn ich ihr die Zeremonie verkürzen wollte, würde ich sie tief betrüben.

Die kleine Grete legt auf Außerlichkeiten weniger großen Wert. Sie turnt ohne Umstände auf meinen Schoß, wickelt sich mit schmunzelndem Behagen in meinen Arm und sucht in dieser sicheren Bucht dem langweiligen Bett so viele Minuten wie nur möglich

* Alttrizen = Schauspielerinnen.

abzulisten. Den ersten zarten Mahnungen der Mutter setzt sie Schwerkhörigkeit entgegen. Sie fühlt ja ganz genau an Vaters Arm, daß die Sache noch nicht ernsthaft ist. Der Arm umschleicht sie noch so weich und warm, als ob er den kleinen Blondkopf überhaupt nicht wieder loslassen möchte. Aber schließlich hat das Glück von Vater und Tochter doch ein Ende.

„Die Kinder sollen heute wohl überhaupt nicht ins Bett?“

Länger darf Mutter's Geduld nicht auf die Probe gestellt werden. Einen Augenblick spüre ich zwei zarte Lippen auf meinen, dann rückt der warme weiße Klumpen von meinem Bein auf den Boden, und husch husch sind beide Kinder im Schlafzimmer.

Einige Minuten lang wird dort noch gewispert und gekichert. Mutter mahnt. Und dann herrscht Ruhe im Hause. Leise summt das Gas. Hin und wieder knistert das Papier.

Man freut sich der freundlichen Helle und Ruhe im warmen Zimmer, während draußen der Wind die Bäume biegt und der Regen aufs Straßenpflaster klatscht. Auf das Fensterblech fallen von der Dachrinne unregelmäßig größere Tropfen.

Tid — tid — — — tid tid tid — — — tid — — — tid tid — — —

„Mutter!“

Angstlich ruft die Ältere aus dem Schlafzimmer. Wir sehen uns an.

„Ja, schlaft ihr denn noch nicht?“

„Mutter! Mutter! Vater!“

Jetzt fällt auch die Kleine mit lauter und weinerlicher Stimme ein.

„Wollt ihr wohl einschlafen? Soll Vater denn erst böse werden?“

„Mutter! Vater! Mutter!“

Unmutig über die Störung eile ich ins Schlafzimmer.

Vater, Greta weint immer und schreit, und da kann ich gar nicht einschlafen.“

„Ja, lieber Vater, hier ist was im Zimmer, das ist ganz laut, und ich hab' Angst.“

„Na, was ist denn hier im Zimmer, hier ist gar nichts. Was soll denn hier sein?“

Tid tid — — — tid tid tid — — — tid — — — tid — — —

„Hörst du, da war es eben wieder.“

„Was meint ihr denn? Das Ticken?“

Zwei ängstliche Ja.

Ich trete an Gretes Bett. Sie sitzt halb aufgerichtet, und schwere Tränen rollen ihr über die Backen.

„Du Märrin, deshalb ängstigst du dich? Weißt du denn nicht, was das ist?“

Ein zitterndes, halbersticktes Mein.

„Das ist doch der Regen, der draußen auf das Fensterblech fällt. Hört ihr? Tid, tid, tid!“

„Der Regen!?!“

„Weiter nichts! Und davor fürchtet ihr euch? Vor den paar Regentropfen? Und früher war doch die Greta so tapfer! Da konnte das Zimmer noch so dunkel sein, die Greta ging hinein und lachte die große Marie aus. Und jetzt bist du so bange?“

„Ja, ich mußte immer an die Hexe denken!“

„Hexe? In welche Hexe? Es gibt doch gar keine Hexen! Was du für eine Hexe hältst, sind Regentropfen. Denke dir nur! Ganz gewöhnliche Regentropfen! Sieht denn eine Hexe wie ein Regentropfen aus?“ — Beide lachen.

„Die armen Regentropfen! Die ärgern sich, daß ihr hier beide im warmen Bettchen liegt, nun möchten sie gern herein in eure Stube, wo es so hübsch trocken und warm ist. Sie klopfen höflich an: Tid, tid! Soll ich sie hereinlassen?“

„Nein, die sollen draußen bleiben!“

„Nicht, lieber Vater, die Regentropfen haben keinen Schirm, und nun ärgern sie sich.“

„Die alten Regentropfen!“

Fröhlich lachen sie alle beide über die unzufriedenen Regentropfen.

„Und vor denen habt ihr euch gefürchtet! Hört ihr: tid — — — tid tid — — — tid tid tid! So machen sie immer noch.“

Ich gebe den beiden Angsthasen einen beruhigenden Kuß, und befriedigt wählen sie sich in die Decken ein.

„Nicht, Vater, wie liegen hier hübsch warm, und der Regen muß draußen bleiben.“

„Natürlich, der bleibt draußen, und ihr lacht ihn aus. Fürchtet ihr euch noch vor dem Ticken?“

Aberlegen und tapfer schallt es aus den Betten: „Nein — — vor den dummen Regentropfen!“ — — —

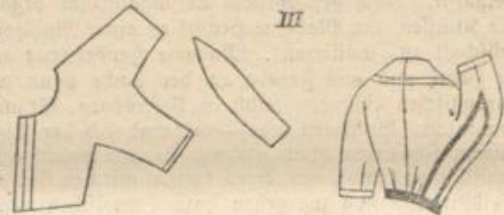
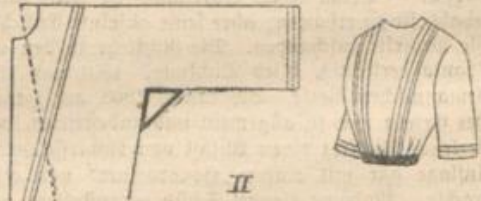
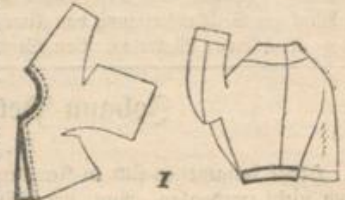
Als ich nach einigen Minuten wieder nachschaue, schlafen sie beide ruhig und fest.

Ihr glücklichen Kinder! Wenn erst später das Unwetter des Lebens an euer Fenster pocht, wird nicht immer der Vater bei euch sein, es durch einen Scherz zu bannen! Ernst Almsköh.

Für die Hausfrau.

Praktischer Vink zur Selbstanfertigung von Kimonoblusen.

Die „Kimonobluse“ oder Bluse mit angeschnittenem Ärmel, welche immer eine schöne Schulterlinie ergibt, ist durch ihre Einfachheit im Schnitt und durch ihre Kleidsamkeit allgemein geworden. Ein Meter Stoff doppelte Breite, etwas Stickerei oder Einsatz, je nach dem Auspuß, zwei bis drei Meter, genügen zur Herstellung. Aber so beliebt das Tragen der Kimonobluse geworden ist, ebenso allgemein ist die Klage, daß eine gut sitzende Kimono die Bewegungsfreiheit der Arme hemmt, und daß der Stoff meist schon nach ganz kurzer Zeit ausgerissen oder wohl gar zerplatzt ist. Für Damen, welche die Arme nicht bei der Arbeit zu rühren brauchen, hat die Fassung nicht so viel Nachteil als für schaffende Frauen, welche vom frühen Morgen bis zum Abend eine unbehinderte Armbewegung haben müssen. In der Schnittform kann der angeschnittene Ärmel verschieden sein. Die häufigste Form ist, wie die Darstellung I veranschaulicht, der Ärmel ohne eingesehten Keil, der jedoch, wie gesagt, für die arbeitende Frau sehr unzuweckmäßig ist. Für die im Schneidern noch unerfahrenen Frauen ist die bequemere Art mit eingesehtem dreieckigem Keil zu empfehlen, wie sie das Bild II zeigt. Die beste und entschieden brauchbarste Schnittform zeigt unser Muster III mit dem langen



schmalen Keil. Ähnlich einem kleinen Unterärmel, verhindert der Keil die sonst bei der ersten raschen Armbewegung unvermeidlichen Risse. Beim Arbeiten eines angeschnittenen Ärmels ist besonders darauf zu achten, daß die Nähte bis zur Armhöhe breit genug sind, auch darf der Stoff des Vordertheils nicht straff in das Taillenband genommen werden. — Schnitte in jeder Größe vermittelt die Redaktion gegen Einsendung von 50 Pf. N. J. R.

Hygiene.

Der Einfluß des Stillens auf die Empfängnis. Die weit verbreitete Ansicht, daß eine stillende Frau kein Kind empfangen könne, ist durch eine wissenschaftliche Untersuchung von Fräulein Dr. Marie Baum gestützt worden. Diese hat über rund 1500 Familien mit zusammen 9457 Kindern einschlägiges Material gesammelt und bearbeitet. In zwei Dritteln aller Fälle, in denen das zweite Kind erst nach einem Zeitraum von 1 $\frac{1}{2}$ bis 8 Jahren geboren wurde, war nach der Untersuchung das sogenannte „Vorkind“ über $\frac{1}{2}$ Jahre gestillt worden. Umgekehrt hatten die Kinder der Familien, in denen die Geburten in kürzeren Zwischenräumen erfolgten, zu zwei Dritteln gar nicht oder nur kurze Zeit die Mutterbrust erhalten. Fräulein Dr. Baum stellte auf Grund ihres Materials fest, daß allzu rasch sich folgende Entbindungen auf die Gesundheit und das Leben der Neugeborenen sehr ungünstig einwirken. Die Säuglingssterblichkeit war durchschnittlich weit geringer bei Kindern, die nach längerer, mindestens etwa zweijähriger Pause geboren wurden, als bei denen, die rascher dem Vorkinde folgten. Das ist erklärlich: Einmal wird der mütterliche Körper durch die rasch aufeinander folgenden Wochenbetten geschwächt, so daß er dem werdenden Kind nicht die nötigen Kräfte zu geben vermag; zum andern ist die geschwächte Mutter nicht imstande, das Neugeborene ausreichend zu pflegen, wenn sie noch für ein anderes Kind zu sorgen hat, das im Säuglingsalter steht. Ganz besonders trifft das in der Arbeiterfamilie zu, wo die Frau bald nach der Entbindung alle häuslichen Verrichtungen wieder aufnehmen und womöglich noch als Ausgebeutete einer Berufsarbeit nachgehen muß. In der Mehrzahl der untersuchten Fälle kam also nach der vorliegenden Statistik das Stillen nicht nur dem Säugling zugute,

sondern auch der Mutter und dem nachfolgenden Kinde. Nachteilige Folgen des langen Stillens sind für gesunde Mütter und Kinder nicht bekannt geworden. Das Kind darf allerdings nicht über $\frac{1}{2}$ Jahre ausschließlich an der Brust ernährt werden, etwa vom neunten Monat ab soll es eine Beilost erhalten, als die zuerst Brühe und leichtes Gemüse verabreicht wird, die aber mit der Zeit nahrhafter werden muß. Unter dieser Voraussetzung wird auch von längerer Brusternährung kein Schaden zu erwarten sein. Jahrelange Stilldauer ist bei vielen Völkern üblich: bei den Japanern, Chinesen, Eskimos, Negern, Indianern, in islamitischen Ländern, ferner in Norwegen, Schweden und stellenweise auch in Deutschland. In King-Williams-Land (Nordamerika) soll es nach G. Bessels nicht selten vorkommen, daß ein 14 bis 15 jähriger Junge, der eben von der Jagd kommt, einen Schluck aus der Mutterbrust nimmt, und in dem Buche von Stray über den Körper des Kindes ist ein vierjähriger javanischer Säugling abgebildet, der aus der Mutterbrust trinkt. W.



Feuilleton

Waterloo.

Von Stenbhal.

(Fortsetzung.)

„Armer Kleiner, du wirst im Handumdrehen weggepust sein! Das ist bei Gott wahr! Auf jeden Fall,“ setzte sie im Befehlston hinzu, „mußt du mit mir gehen!“

„Ich will aber ins Feuer!“

„Das sollst du auch! Komm! Das sechste Regiment ist nicht von Pappe! Und heute gibt's für jedermann zu tun!“

„Werden wir denn bald bei eurem Regiment sein?“

„Höchstens in einer Viertelstunde!“

„Unter dem Schutze dieser braven Frau,“ sagte sich Fabrizio, „gerate ich bei meiner absoluten Unwissenheit wenigstens nicht in den Verdacht, ein Spion zu sein, und komme ins Feuer.“

In diesem Augenblick verdoppelte sich der Kanonendonner; Schuß folgte auf Schuß. „Wie die Perlen am Rosenkranz,“ meinte Fabrizio.

„Man hört schon das Schützenseuer durch,“ sagte die Marktentenderin und versetzte ihrem Pferde einen Peitschenhieb; es war durch die Schießerei schon recht lebhaft geworden.

Sie bog in einen Feldweg rechts ab über die Wiesen. Der Schlamm war süßtes, beinahe blieb der Karren darin stecken. Fabrizio griff in die Räder. Sein Gaul stürzte zweimal. Bald ward der Weg trockener, verlief sich aber in einen schmalen Wiesenpfad. Keine fünfhundert Schritte weiter blieb Fabrizio's Gaul urplötzlich stehen: ein Toter lag quer über den Weg. Rost wie Reiter erschrafen gleichermaßen. Das von Natur sehr blasse Gesicht Fabrizio's färbte sich völlig grün. Die Marktentenderin blickte den Toten an und murmelte vor sich hin:

„Der ist nicht von unserer Brigade.“

Dann fiel ihr Blick auf unseren Helden.

„O je, mein Junge!“ plägte sie lachend heraus, „das ist was Feines!“

Fabrizio war starr wie Eis. Was ihn ganz besonders entsetzte, waren die schmutzigen Füße dieser Leiche, die man bereits der Stiefel beraubt hatte. Sie hatte nichts mehr an als ein paar schlechte blutdurchtränkte Hosen.

„Immer ran!“ ermunterte ihn die Marktentenderin, „runter vom Gaul! An dergleichen mußt du dich gewöhnen. Schau, er hat ein durch den Schädel gekriegt!“

Eine Gewehrlugel hatte den Gefallenen neben der Nase getroffen und war auf der anderen Seite an der Schläfe wieder herausgegangen; das Antlitz der Leiche war gräßlich entstellt, ein Auge stand offen.

„Sieh doch ab, Kleiner,“ sagte die Marktentenderin, „und drück dem armen Kerl die Hand, vielleicht tut er's auch!“

Ohne Zaudern, wengleich vor Kälte halb entsezt, sprang Fabrizio vom Pferde, ergriff die Hand des Toten und schüttelte sie herzlich. Dann stand er wie geistesabwesend da; er fühlte, daß er nicht die Kraft hatte, wieder in den Sattel zu kommen. Was ihm besonders Schaudern einflößte, das war das eine offene Auge.

„Die Marktentenderin wird mich für einen Feigling halten,“ sagte er sich mit Bitternis. Aber er fühlte sich auferstanden, eine Bewegung zu machen: er wäre dabei umgefallen. Dieser Augenblick war abscheulich. Es fehlte nicht viel, so wäre ihm völlig übel geworden. Die Marktentenderin merkte das, sprang sink von ihrem kleinen Wagen und bot ihm, ohne ein Wort zu sagen, ein Glas Brannt-

wein an, das er mit einem Schlucke hinunterstürzte. Er konnte wieder auf seinen Klepper klettern und setzte schweigend seinen Marsch fort. Die Marktentenderin schielte ihn von Zeit zu Zeit von der Seite an.

„Du kannst morgen ins Gefecht gehen, mein Junge,“ sagte sie nach einer Weile; „heute bleibst du bei mir! Du siehst wohl ein, daß du das Soldatenhandwerk erst lernen mußt.“

„Im Gegenteil, ich will sofort ins Gefecht!“ rief unser junger Held mit finsterner Miene, die der Marktentenderin von guter Vorbedeutung schien.

Der Kanonendonner wurde stärker und schien näher zu kommen. Die einzelnen Schüsse waren in eine rollende Kanonade übergegangen, ohne irgendwelche Pause, und durch das unaufhörliche Brummen hindurch, das an das Tosen eines fernen Kataraktes erinnerte, vernahm man deutlich das Knattern des kleinen Gewehrs. In diesem Moment führte der Weg in ein kleines Gehölz. Die Marktentenderin sah drei oder vier Soldaten in großen Sähen auf sich zulaufen. Sie sprang behende vom Wagen und verbarg sich eiligst fünfzehn bis zwanzig Schritte seitwärts vom Wege in einer Grube, die vom Ausroden eines großen Baumes offen geblieben war. „Jetzt,“ sagte sich Fabrizio, „werde ich sehen, ob ich ein Feigling bin!“ Er hielt neben dem von der Marktentenderin im Stiche gelassenen Wagen und zog seinen Säbel. Die Soldaten bemerkten ihn gar nicht und liefen spornstreichs vorüber, längs des Gehölzes, links vom Wege.

„Das sind welche von uns,“ sagte die Marktentenderin beruhigt, indem sie ganz außer Atem wieder zu ihrem Wägelchen zurückkam.

„Wenn deine Kracke Galopp ginge, würde ich dir sagen: reite bis an den Waldbrand vor und schau' aus, was im freien Felde los ist.“

Fabrizio ließ sich das nicht zweimal sagen, er riß einen Pappelzweig herunter, streifte die Blätter ab und schlug aus Leibeskräften auf seinen Gaul los; ein Stückchen Weges galoppierte er, dann fiel er wieder in seinen gewohnten Jotteltrab. Die Marktentenderin hatte ihr Pferdchen gleichfalls in Galopp gesetzt.

„Halt, nimm mich mit!“ schrie sie ihm zu.

Bald waren sie beide am anderen Rande des Gehölzes. Die Ebene lag frei vor ihnen, sie hörten ein schreckliches Getöse, die Kanonade und das Gewehrfeuer krachten von allen Seiten, rechts, links, rückwärts. . . . Das kleine Gehölz, das sie eben verlassen hatten, lag auf einem Hügel acht oder zehn Fuß über der Ebene; so beobachteten sie recht gut ein Stück von der Schlacht. Aber schließlich war auf dem Wiesengrund vor dem Gehölz keine Seele. Tausend Schritte weiter war die Wiese von einer langen Reihe dichter Weidenbäume begrenzt, über den Weiden sah man weißen Rauch, der mitunter hoch in die Luft emporwirbelte.

„Wenn ich nur wüßte, wo das Regiment ist,“ sagte die Marktentenderin ratlos, „geradeaus über die große Wiese dürfen wir nicht. Übrigens,“ riet sie Fabrizio, „wenn du einen feindlichen Soldaten siehst, so tyle ihn ein bißchen mit deiner Säbelspitze, laß dir nicht einfallen, ihn niederzuschäbeln.“

In diesem Augenblick erblickte die Marktentenderin die vier Soldaten von vorhin wieder; sie kamen aus dem Gehölz hervor und liefen in die Ebene hinab, links vom Wege. Einer von ihnen war zu Pferd.

„Das ist was für dich!“ sagte sie zu Fabrizio. „He! Hallo!“ rief sie dem Reiter zu, „komm' und trink' nen Schnaps!“

Die Soldaten kamen heran.

„Wo ist das sechste Regiment?“ fragte sie.

„Da drüben! Fünf Minuten von hier, über den Graben weg, der die Weiden entlang geht. Eben ist der Oberst Macon gefallen.“

„Du willst du fünf Franken für deinen Gaul?“

„Fünf Franken! Du willst wohl Scherz machen, Mädchen? Ein Offizierspferd, für das ich binnen einer Viertelstunde fünf Napoleons kriegt.“

„Gib mir einen von deinen Napoleons,“ sagte die Marktentenderin zu Fabrizio. Dann ging sie dicht an den Reiter heran.

„Schnell runter!“ sagte sie zu ihm, „hier ist dein Napoleon!“

Der Soldat sah ab, Fabrizio schwang sich frohgemut in den Sattel. Die Marktentenderin schnalzte den kleinen Mantelsack ab, der noch auf dem Klepper war.

„Helft mir doch, Kerle!“ rief sie den Soldaten zu. „Läßt man eine Dame sich so placken?“

Kaum fühlte das Weutepferd den Mantelsack auf seinem Rücken, als es zu hocken begann, so daß Fabrizio, der ein sehr guter Reiter war, alle Mühe hatte, es zu bezwingen.

„Ein gutes Zeichen,“ meinte die Marktentenderin, „der Moschö ist das Kitzeln des Mantelsacks nicht gewöhnt.“

„Ein Generalspferd!“ rief der Soldat, der das Pferd verkauft hatte, „unter Brüdern zehn Napoleons wert!“

„Da hast du zwanzig Franken!“ sagte Fabrizio, wenig erbaut, ein Pferd zwischen den Schenkeln zu haben, das bodte.

Da schlug eine Kanonenkugel schräg in die Weidenreihe hinein, und Fabrizio sah das sonderbare Schauspiel, wie ganze Weidenzweige rechts und links wie abgemäht wegflogen.

„Sieh an! Der Tanz kommt näher!“ meinte der Soldat, seine zwanzig Franken einsteckend. Es mochte zwei Uhr sein.

Fabrizio hatte sich von seiner Verwunderung über das sonderbare Schauspiel noch nicht erholt, als ein Stab von Generalen, hinterher an die zwanzig Husaren, schräg über ein Stück der Wiese vor ihnen galoppiert kam. Fabrizio's Pferd wieherte, stieg zwei- oder dreimal hintereinander und schlug mehrmals heftig mit dem Kopfe, als wolle es sich vom Zügel losmachen.

„Na, denn los!“ sagte sich Fabrizio.

Als sich das Tier frei fühlte, ging es in Karriere los und schloß sich den Reitern hinter den Generalen an. Fabrizio zählte vier goldbetreßte Hüte. Nach einer Viertelstunde wußte er aus dem Gespräch, das eine der Ordonnanzen mit ihrem Nebenmann führte, daß einer der Generale der berühmte Marschall Ney war.* Fabrizio war überglücklich, nur ahnte er nicht, welcher von den vier Generalen der Marschall Ney wäre. Er hätte alles in der Welt darum gegeben, es zu erfahren, aber es fiel ihm wieder ein, daß er nicht sprechen durfte.

Der Stab wurde durch einen breiten Graben aufgehalten, der infolge des gestrigen Regengusses voller Wasser war. Er war umsäumt von hohen Bäumen und begrenzte den Wiesengrund, an dessen anderem Ende Fabrizio das Pferd gekauft hatte. Die Husaren waren fast alle abgesehen. Die Grabenböschung war steil und schlüpfrig, und der Wasserspiegel lag drei oder vier Fuß tiefer als der Wiesenplan. Fabrizio dachte in seiner Freude und Zerstreuung mehr an den Marschall Ney und an Heldentum als an seinen Gaul, der, übermütig wie er war, in den Graben hineinsprang, so daß das Wasser hoch ausspritzte. Einer der Generale wurde über und über bespritzt und rief fluchend:

„Der Teufel hole das dumme Schwein!“

Fabrizio fühlte sich durch dieses Schimpfwort tief gekränkt. „Kann ich mir Genugthuung verschaffen?“ fragte er sich. Um indessen zu zeigen, daß er nicht ungeschickt sei, versuchte er mit seinem Pferde den jenseitigen Grabenrand hinaufzukultern, aber der war steil und fünf bis sechs Fuß hoch. Fabrizio mußte es aufgeben, und ritt nun stromauf; sein Pferd sank bis zum Kopfe ins Wasser. Endlich fand er eine Art Tränke, wo die Grabenböschung sanft anstieg. Dort gewann er leicht das jenseitige Ufer und war der erste des Stabes, der drüben auftauchte. Stolz trabte er am Rand entlang. Die Husaren mühten sich in dem Wassergraben ziemlich hilflos ab; an vielen Stellen war er fünf Fuß tief. Zwei oder drei Pferde wurden ängstlich und wollten schwimmen, wodurch ein gräßliches Geplätscher entstand. Ein Wachtmeister bemerkte das Manöver des Grünshabels, der so wenig militärisch aussah.

„Weiter hinauf! Links ist eine Furt!“ rief er. Nach und nach kamen alle hinüber.

Als Fabrizio am anderen Ufer anlangte, fand er drüben die Generale allein wieder. Der Kanonendonner schien sich zu verdoppeln. So hörte er kaum, daß der General, den er so bespritzt hatte, ihn anferschte: „Wo hast du das Pferd her?“

Fabrizio war dermaßen verwirrt, daß er auf italienisch antwortete: „L'ho comprato poco fa!“ (Das habe ich mir eben gekauft!)

„Was sagst du?“ fuhr der General ihn an.

Aber der Schlachtenlärm ward in diesem Augenblick so heftig, daß Fabrizio ihm nicht antworten konnte. Wir wollen gestehen, daß unser Held in diesem Moment sehr wenig Held war. Indessen kam die Furcht bei ihm erst in zweiter Linie; er war vor allem betäubt von dem Getöse, das seinen Ohren weh tat.

Der ganze Stab galoppierte wieder an, man durchquerte ein weites Ackerfeld, das sich längs des Wassergrabens hindehnte. Dieses Feld war mit Toten besät.

„Notröcke! Notröcke!“ jubelten die Husaren des Stabes laut auf. Zunächst verstand Fabrizio sie nicht; endlich bemerkte er, daß tatsächlich fast alle Gefallenen rote Röcke an hatten. Eine Beobachtung löste ihm tiefen Schauer ein: er sah, daß viele dieser unglücklichen Notröcke noch lebten, sie jammerten erschützlich um Hilfe, aber kein Mensch machte Halt, um ihnen welche zu gewähren. Unser Held, ein großer Menschenfreund, gab sich alle erdenkliche

Mühe, keinen Notrock zu überreiten. Der Stab parierte zum Halten; Fabrizio, der nicht recht auf seine Soldatenpflichten acht gab, galoppierte weiter, die Augen immer auf die unglücklichen Verwundeten gerichtet.

„Willst du gleich parieren, du Grünshabel!“ brüllte ihm der Wachtmeister nach. Fabrizio merkte, daß er zwanzig Schritt über die Generale hinausgeprellt war, gerade in der Richtung, nach der sie die Ferngläser richteten. Er ritt zurück und setzte sich an die Queue der anderen Husaren, er sah, wie der dickste der Generale mit seinem Nachbar, gleichfalls einem General, mit gebieterischer Miene, fast vorwurfsvoll sprach; er fluchte sogar. Fabrizio konnte seine Neugier nicht bändigen, und ungeachtet des guten Rates seiner Freundin, der Kerkermeistersfrau, kein Wort zu reden, legte er sich einen kleinen, leidlich richtig französischen Satz zurecht und fragte seinen Nachbar:

„Wer ist der General, der seinen Nachbar so anschnauzt?“

„Na, das ist doch der Marschall!“

„Welcher Marschall?“

„Der Marschall Ney, du Schafskopf. Wo hast du denn bis jetzt gestanden?“

Fabrizio, sonst so empfindlich, dachte gar nicht daran, sich über diese Beleidigung zu ärgern; er starnte in kindlicher Verwunderung den Fürsten von der Moskwa an, den Tapfersten der Tapferen.

Möglich ritt alles in starkem Galopp an. Ein paar Augenblicke später bemerkte Fabrizio zwanzig Schritte vor sich auf einem ungeackerten Stück Feld eine eigentümliche Erscheinung. Der Grund der Ackerfurchen stand voll Wasser, und von der sehr feuchten Erde, die zwischen den Furchen aus dem Wasser hervorragte, spritzten kleine schwarze Teufchen oft drei bis vier Schritte hoch. Fabrizio beobachtete diesen sonderbaren Vorgang im Vorbeireiten, dann verloren sich seine Gedanken wieder in Träumereien über den Heldenruhm des Marschalls. Da vernahm er einen gellenden Schrei neben sich, er kam von zwei Husaren, die von Geschossen getroffen stürzten, und als er sich nach ihnen umsah, lagen sie schon zwanzig Schritte hinter den Reitern. Etwas machte ihm einen grausigen Eindruck: ein blutüberströmtes Pferd wälzte sich auf dem Acker und trat mit den Beinen in seine eigenen Gedärme; es wollte den anderen nach. Das Blut rann in den Kot.

„Ah! Jetzt bin ich doch endlich im Feuer!“ rief Fabrizio.

„Ich habe meine Feuertaufe erhalten!“ wiederholte er mit Befriedigung. „Nun bin ich ein wirklicher Soldat!“

In diesem Augenblick jagte der Stab in voller Fahrt dahin; unser Held begriff, daß es Gewehrklugeln waren, die allerwegen das Erdreich ausspritzten. Umsonst spähte er nach der Seite, von der die Geschosse kamen; er sah nur den weißen Rauch einer Batterie in riesiger Entfernung, aber mitten in dem gleichförmigen und ununterbrochenen Rollen des Geschützgeräus kam es ihm vor, als würde auch viel näher geschossen. Er begriff von alledem nichts.

In diesem Augenblick ritten die Generale und der ganze Stab in einen kleinen Hohlweg voller Wasser hinab. Der Marschall machte Halt und beobachtete wiederum mit seinem Fernglas. Diesmal konnte ihn Fabrizio nach Herzenslust betrachten. Er kam ihm überaus blond vor, sein Kopf dick und rot. „Solche Gesichter haben wir in Italien gar nicht,“ sagte er zu sich selbst. „Ich mit meinem kastanienbraunen Haar und meiner blassen Farbe, ich kann niemals so werden wie der da,“ fügte er traurig hinzu. Damit meinte er im Grunde: „Nie werde ich ein Held!“ Er sah die Husaren an; mit Ausnahme eines einzigen hatten sie alle blonde Schnurrebärte. Wie Fabrizio die Husaren musterte, musterten sie ihn alle wieder. Als er so angesehen wurde, errötete er, und um seiner Verlegenheit ein Ende zu machen, wandte er die Blicke nach dem Feind. Da sah er lange, lange Linien von Notröcken, aber, was ihm unendlich erstaunlich vorkam, die roten Menschen sahen ganz winzig aus. Diese langen Linien, in Regimentern und Brigaden formiert, ersienen ihm nicht höher als Hecken.

Eine rote Reitermasse näherte sich im Trabe dem Hohlwege, den der Marschall mit seinem Stabe langsam hinunterritt, daß der Schlamm spritzte. Der Pulverqualm verschleierte den Ausblick nach der Richtung, in der man zuritt. Zuweilen erkannte man galoppierende Reiter, die sich vom Rauche abhoben.

Mit einem Male sah Fabrizio von der feindlichen Seite her vier Reiter in voller Karriere anreiten. „Ah! Wir werden attackiert,“ sagte er bei sich. Dann sah er, wie zwei der Reiter mit dem Marschall sprachen. Einer der Generale galoppierte mit zwei Husaren des Stabes und den vier eben eingetroffenen Reitern in der Richtung auf den Feind zu.

(Schluß folgt.)

* Michel Ney (1769 bis 1815), Fürst von der Moskwa, der populärste General Napoleons. Er führte bei Waterloo die Alte Garde. Nach dem Sturze Napoleons wurde er standrechtlich erschossen.

* Gefallene englische Soldaten.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Reiffen (Bundes), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Metz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.